

Werner Simpfendörfer: Leben als Lernreise – ein Porträt

Karl-Heinz Dejung / Hans-Gerhard Klatt

1. Erinnerung ist die Schwester der Hoffnung - Hermeneutischer Zugang zu Leben und Werk von Werner Simpfendörfer

Einen biographischen Vortrag zu Werner Simpfendörfer zu entwerfen stellt eine besondere Herausforderung dar. Es ist schließlich sein Metier, in das wir uns hier hineinwagen sollen. Er war ein Meister der biographischen Erinnerungsarbeit und ihrer literarischen Ausgestaltung.

Gemäß dem Motto „Gott hat der Hoffnung eine Schwester gegeben – Sie heißt Erinnerung“ (Michelangelo) war Werner Simpfendörfer besonders in den Jahren seines Ruhestandes in der Welt der Erinnerungen unterwegs. Verstärkt durch den Rahmen einer Gesprächstherapie stellte er sich den biographischen Prozessen seines eigenen Lebens in einer Intensität, wie er es in 65 Jahren zuvor nie getan hatte. In seinem „Ernst-Lange-Buch“ – zwei Monate vor seinem Tod im Wichern-Verlag erschienen - aber legte er keine Biographie vor, sondern den „Versuch eines Porträts“. Warum diese Unterscheidung zwischen Biographie und Porträt?

Für Werner steht ein Porträt zwischen einer Autobiographie und einer Biographie. In beiden geht es um ein erinnerndes „Urteilen“, um das Selbsturteil und das Urteil von Anderen. Demgegenüber malt das Porträt „mit den Farben eines Glaubens, der tiefer sieht, mit den Augen einer Liebe, die sich vor den Schatten nicht fürchtet und setzt die Lichter einer Hoffnung auf die Transzendenz des Lebens. In Anspielung auf einen Satz von Saint-Exupéry kann Werner auch sagen: „Das Porträt ‚sieht mit dem Herzen‘. Gerade darum erhebt es keinen (Monopol-) Anspruch auf eine bestimmte Sicht, auf eine ausschließliche Deutung. Es grenzt nicht aus, sondern lädt ein: Besucher / Leser soll sich seinen eigenen Vers darauf machen. Das Porträt fordert zwischen Inspiration und Tradition zur Interpretation heraus. Das soll der Leser / Besucher leisten. Das Porträt lässt vieles offen, es ist ein unabgeschlossener Versuch“.

Werner zitiert in diesem Zusammenhang die Losung unserer Gedenktagung „Sehnsüchtig nach anderem Land“. Diese Gedichtzeile war der ursprünglich für das Ernst-Lange-Buch vorgesehene Titel, der jedoch vom Verlag mit Vermarktungsargumenten abgelehnt wurde.

Im Zusammenhang von Werners intensiver Erinnerungsarbeit taucht immer ein Zitat von Ernst Lange auf, das den hermeneutischen Zusammenhang von Erinnerung und Zukunft deutlich macht: „Die Menschen gehen daran zugrunde, dass sie Ende und Anfang nicht zu verknüpfen verstehen“. In einer konstruktiven Verknüpfung soll nach seinem Verständnis Erinnerung nach vorwärts mobilisiert werden, nicht soll diese an eine Tradition gebunden werden, deren Endpunkt sie darstellt. Werner geht es also um die Auslieferung der Erinnerung an die Zukunft, um – in Langes Terminologie aus der „Ökumenischen Utopie“ gesprochen – das Progredieren gegen das Regredieren.

Nach allem, was er zu diesem Thema ausgeführt hat, können wir gar nicht anders, als Werner Simpfendörfers Leben und Werk ebenfalls zu „porträtieren“. Wir stellen uns damit jenem Anspruch, den er mit seinem Porträt Ernst Langes gesetzt hat. Wir zeichnen in Freundschaft und Zuneigung und laden Sie ein zum Verstehen und zum Malen ihres eigenen Bildes. Uns geht

es um nicht mehr und nicht weniger als um diesen „challenge“! Wir – Karl-Heinz Dejung und Hans-Gerhard Klatt – haben Werner vornehmlich im Rahmen seines Engagements für das „Plädoyer für eine ökumenische Zukunft“ kennen gelernt und haben ihn vor allem in seiner Ruhestandsphase begleitet. Wir waren ihm kirchenpolitisch verpflichtet und sind dabei Gesprächspartner und Freunde geworden.

Der begrenzte Zeitrahmen des Vortrags zwingt uns dazu, auf jedes Ausmalen des Porträts zu verzichten. Wir haben dies in schriftlicher Form getan, so dass es nachzulesen ist. Mündlich beschränken wir uns auf einige Linien einer Skizze, die wir im Blick auf Fragen für die Diskussion ausziehen.

2.»Du stellst meine Füße auf weiten Raum« – Erster Aufbruch in die Ökumene (Kindheit – Jugend – Studium – Pfarrdienst 1927-1956)

Im Sommer 1945 radelt ein junger Mann von 18 Jahren von Korntal nach Tübingen. Es ist der Aufbruch aus der dichten pietistischen Gemeinschaftswelt der Brüdergemeinde in die Weite des universitären Lebens. Seinen beiden Brüdern Jörg und Gerhard folgend, beginnt Werner Simpfendörfer am 2. Juli im Tübinger Stift ein Theologiestudium – mit dem Fahrrad.

Werner pflegte später öfters darauf hinzuweisen, dass er bereits mit 16 Jahren diese Entscheidung traf, also in den letzten Kriegsjahren. Gefördert wurde er in seiner Entscheidung durch keinen Geringeren als den bereits damals bedeutenden Theologen Helmut Thielicke. Als „Bombenflüchtling“ hatte Thielicke mit seiner Familie nach der Zerstörung ihrer Stuttgarter Wohnung 1944 – durch die Vermittlung von Bruder Gerhard – in Korntal eine Bleibe gefunden. Mit dem Kriegsende erhielt er eine ordentliche Professur an der Universität Tübingen und wurde zum akademischen Lehrer des jungen Freundes.

„Mein Wurzelboden heißt Korntal, Neuhalde 16“ – so beginnen Lebenserinnerungen aus Anlass des 70. Geburtstages 1997. Es ist eine biblische Begrifflichkeit (Röm. 11,18), in die er sein Leben hineinstellt, wie es dem Stil des Elternhauses und dessen Kontextes in der Korntaler Brüdergemeinde entspricht. Der Vater Wilhelm Simpfendörfer, 1888 in Neustadt/Pfalz als Bauernsohn geboren, war seit 1910 Lehrer für die Fächer Mathematik und Physik an der Höheren Knabenschule der Brüdergemeinde in Korntal. 1918 hatte er Helene Kallenberger, eine in Santiago/Chile geborene und 1901 dreijährig nach dem Tod des Vaters mit Mutter und Schwester nach Korntal gekommene Kaufmannstochter geheiratet. Vier Söhne wurden den Eheleuten geschenkt: Gotthold 1919 (als Soldat in Russland 1945 gefallen), Jörg 1922, Gerhard 1924 und Werner, der am 12. Februar 1927 schwer körperbehindert zur Welt kommt.

Es spricht für das Klima im Elternhaus, dass den Rückblick auf die Kindheit nicht die Schwierigkeiten, laufen zu lernen, und die Sonderrolle, die aus den körperlichen Begrenzungen erwuchs, prägen, sondern sie als „sonnig“ erinnert wird. Werner schreibt dem Wurzelboden die Kräfte der Solidarität - des Daseins für andere - , der Aufklärung - des Wissens um Recht und Unrecht - und der Utopie - der Sehnsucht nach einer besseren Welt hier und jetzt – oder biblisch: von Liebe, Glaube und Hoffnung – zu und verankert damit drei zentrale Themen seines Lebens in der Kindheit.

Die dunklen Seiten zogen spätestens 1937 in Werners Lebenswelt ein, als die „Höhere Knabenschule“ zur gleichgeschalteten öffentlichen „Ulrich von Hutten-Oberschule“ wurde und HJ-Führer die Autoritätsrolle der Lehrer übernahmen. Die Politik hatte schon immer in seinem Elternhaus eine Rolle gespielt. Vater Wilhelm Simpfendörfer, der spätere württembergi-

sche Kultusminister, hatte 1924 zusammen mit Paul Bausch den „Christlich-Sozialen Volksdienst“ mitbegründet, wurde dessen Landes- und später (1929-33) auch Reichsvorsitzender und gehörte als Fraktionsvorsitzender des CSV dem Reichstag von 1930 bis zu dessen Auflösung im Herbst 1933 an. Die Haltung der Freundesfamilien Bausch und Simpfendörfer war klar antinazistisch; seine Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz führte den Vater „in einen lebenslangen büßenden Umgang mit dieser verhängnisvollen politischen Fehlentscheidung“. Trotz dieser vermittelten Anti-Haltung und trotz der sein HJ-Gedächtnis prägenden „Erfahrungen des Versagens, körperlicher Unzulänglichkeit, an Demütigungen“ fiel die einen gewissen Reiz ausübende Erzieher-Rolle der HJ für Werner nicht völlig aus. Prägender aber blieb der Schülerbibelkreis von Landesjugendpfarrer Manfred Müller, der ihn wie den Freund Christoph Bausch früh zum Theologiestudium inspirierte.

Das Kriegsende verlief dramatisch in Korntal – mit acht Toten beim Einzug der Franzosen am 25. April 1945. Für deren „standesamtliche Bestattung“ war der „18-jährige Gymnasiast mit Reifevermerk“ Werner Simpfendörfer zuständig, der ab Oktober 1944 auf dem Korntaler Rathaus als Kriegsdienstverpflichteter zu arbeiten hatte und dem der vor den Franzosen untertauchende Nazi-Bürgermeister in seiner letzten Amtshandlung das Standesamt anvertraut hatte.

Das Studium der Theologie begann für ihn in Tübingen mit einer bösen Überraschung: Das im letzten Kriegsjahr zugebilligte „Notabitur“ wurde an der Universität nicht anerkannt. So musste er über drei Semester neben Vorlesungen und Seminaren das Abitur nachholen. 1947 finden wir ihn in Bonn im Umkreis von Karl Barth und Charlotte von Kirschbaum, zu denen er enge Kontakte geknüpft haben muss. In der Hinterzartener Bibliothek finden sich zahlreiche Publikationen von beiden mit entsprechenden Widmungen für Werner, die aus diesen Tagen bis ins Jahr 1958 reichen.

Im Rahmen eines ökumenischen Stipendiums auf Vermittlung seines schottischen Onkels Hugh Fraser verbringt Werner 1948/49 ein Jahr am New College in Edinburgh. Die Konfrontation mit Studierenden aus Ländern, die von den Nazis überfallen und weitgehend „judenrein“ gemacht worden waren, lehrte ihn im Schockverfahren, das Ökumene kein harmonisches Familienleben ist, sondern schmerzhaftes Versöhnungsarbeit bedeutet. 1993 spricht er davon, dass seine ökumenische Existenz aus der Scham und dem Angenommenwerden durch die damaligen Freunde geboren wurde. Mit dem Sommersemester 1949 setzt er das Studium bei Barth in Basel fort. Ein Dissertationsvorhaben bei ihm kommt nicht zum Abschluss.

Nach dem Theologieexamen wird Werner im August 1951 ordiniert und beginnt ein zweijähriges Vikariat in Harthausen. 1952 vertritt er den Freund Erich Lindenbaur für einige Monate als Religionslehrer in Korntal. Von 1954 bis 1956 ist er als Repetent am Evangelischen Seminar in Blaubeuren tätig. Hier lernt er beim befreundeten Kunstphotographen Helm Gunsilius die ein Jahr jüngere Lehrerin Elisabeth Eberhardt kennen. Mit dem Satz „Freunde waren und sind **der** gemeinsame Nenner unserer Beziehung“ kennzeichnet Elisabeth im Lebensrückblick den hohen Stellenwert von „Freundschaft“, der die beiden verbindet. Im Oktober 1956 heirateten Werner und Elisabeth Simpfendörfer, sie bekommen drei Söhne – Ulrich (1957), Christoph (1959) und Stefan (1961).

Wir halten fest: Bevor Werner seine beruflichen Findungswanderjahre abschließt, sind die zentralen Themen seines Lebens bereits ausgeprägt: Solidarität, Bildung und Didaktik, ökumenische Utopie und Freundschaft.

3. Aufbruch in die Anwesenheit: Ökumenischer Reisesekretär für Kirchenreform (1956-1969)

Im Sommer 1961 wurde Werner aus Genf gefragt, ob er bereit sei, am großen innovativen Projekt des ÖRK-Referates für Fragen der Verkündigung mitzuwirken: eine langfristig angelegte und umfassende Untersuchung der Veränderungsfähigkeit von Kirche unter dem programmatischen Titel „Die missionarische Struktur der Gemeinde“. Die Anfrage hatte Gründe: Die Evangelische Akademie Bad Boll, an der Werner seit 1956 als Öffentlichkeitsreferent und ab 1959 als Leiter des Referates für gemeindebezogene Akademiearbeit wirkte, stand mit ihrem Leiter Eberhard Müller und dessen Schrift „Die Welt ist anders geworden“ von 1953 weit über den deutschen Kontext hinaus für das kirchliche Innovationspotential der 50er Jahre. Im Kirchenbezirk Reutlingen und in Sindelfingen hatte er in Zusammenarbeit von Akademie und Ortsgemeinden erste Versuche missionarischen Gemeindeaufbaus betrieben; als Sindelfinger Motterschule wurden die Familienbildungsstätten geboren.

Für Werner war die Beauftragung mit dem Sekretariat der westeuropäischen Arbeitsgruppe der ökumenischen Studie ein Geschenk. Als Sekretär „konnte ich reisen, die ökumenischen Ideen unter die Leute bringen, zwischen Hamburg und München Fäden knüpfen, Gemeinden und Gruppen infizieren“. Mit der Kopplung an das Referat für gemeindebezogene Akademiearbeit war insbesondere in Württemberg für ihn ein „Radius“ eröffnet, der ihm „die laufende und unmittelbare Umsetzung auch ökumenischer und internationaler Erfahrungen und Ideen“ ermöglichte. Kunstvoll verstand er es, seinen alltäglichen Boller Dienstauftrag zu Tagungs- und Fortbildungsarbeit und seine Einbindung in die dortigen Verwaltungsabläufe für die Studiensekretariatsarbeit zu funktionalisieren.

Worum es inhaltlich ging, hat der in Genf für den Organisationsprozess der Studie verantwortliche Hans-Jochen Margull beim Kölner Kirchentag 1965 in der Arbeitsgruppe Kirchenreform, an der Werner maßgeblich beteiligt war, der deutschen Öffentlichkeit nahe gebracht. Unter der Vortragsüberschrift „Die Kirche steht sich selbst im Wege“ resümierte er als Anliegen der damals vierjährigen Studienarbeit: „Wenn Sie mich jetzt fragen würden, welches mit einem Wort das Ziel der Kirchenreform sei, so würde ich mit einem Wort antworten, und dieses Wort heißt Anwesenheit.“ Es ist der „morphologische Fundamentalismus“, in dem unbeirrt an der Ortsgemeinde als der eigentlichen Organisationsform von Kirche festgehalten wird, der Kirche zu einer randständigen, bedeutungslosen Größe in der modernen urbanen Gesellschaft macht, deren Kommunikations- und Entscheidungsströme so ganz anders laufen als im agrarischen Dorf mit der Kirche als seinem Zentrum.

Diesen kirchenstrukturellen Fundamentalismus galt es zu brechen. Vorreiter sind in Württemberg die Siedlungspfarrrer mit ihren neuen Gemeinden in den spießenden Trabantenstädten. Werner begleitet die Neugründungen und hütet als Sekretär die AG der Siedlungspfarrrer zusammen; der Freund Paul-Gerhard Seiz aus der Mustergemeinde Leonberg-Ramtel führt den Vorsitz. Werner übersetzt aus dem Englischen die entscheidenden Bücher für den kirchlichen Aufbruch in die bürgergesellschaftliche Beteiligung an den Problemen der säkularen urbanen Gesellschaft, Collin Williams' „Gemeinden für andere“ und Harvey Cox' „Stadt ohne Gott“, und verbreitet den Abschlussbericht der westeuropäischen und der nordamerikanischen Arbeitsgruppe der Studie „Die Kirche für andere“, der 1967 vorliegt. Ohne direkte eigene Textproduktion hat er damit die theologische Diskussion in der Kirchenreformära entscheidend geprägt, die im Windschatten des lauten Streites um Bibel und Bekenntnis die „Kirche von morgen“ bauen wollte.

Wer sich mit den einzelnen Schritten und den Verfahrensweisen der kirchlichen Experimente um Werner Simpfendorfer in den sechziger Jahren beschäftigt, ist überrascht, wie viel Aktualität in diesen Schritten steckt. Der Ausgangspunkt ist freilich in einer Hinsicht entscheidend anders gewesen; es ging nicht um finanzielle Abbauprozesse. Nicht aus Not wurden damals Regionalisierungsprogramme aufgelegt, sondern aus Zukunftszugewandtheit. Thesenartig sei ein Vergleich versucht:

Wie bekommt Kirche die Menschen in den Blick, in deren Lebenszusammenhang sie keine Rolle (mehr) spielt? Wo heute Milieuanalysen auf die Gemeinde „heruntergebrochen“ werden, gab es damals Anleitungen zu profunden Gemeindeselbstanalysen. Sie waren das Ergebnis eines intensiven Gespräches zwischen Theologie, Soziologie und Stadtplanung. Das Besondere in Württemberg war, dass die Region, der neue politische Entscheidungsraum der „Raumschaft“ in die Befragung einbezogen war, so dass Perspektiven auf die Region bezogen entworfen werden konnten.

Wo heute Gemeinden mit dem Finanzdruck im Hintergrund in Kooperationen gedrängt oder fusioniert werden und mit anderen Gemeinden in der Region im Konkurrenzkampf um spezifische Profile stehen, wurde damals die Region als kooperativer Handlungsraum entdeckt, um die „Kirche für andere“ realisieren zu können, nämlich für die, „die längst aus ihr (der Kirche, G.K.) ausgewandert sind und in der Erholung, im Spiel, in der Wissenschaft und in der Kunst oder bei den Armen der städtischen Slums die Menschlichkeit Gottes zu finden hoffen“ (Klappentext des Studienschlussberichts „Die Kirche für andere“). Am politischen Entscheidungsraum orientierte Kirchenkreise/Dekanate wie Geislingen richteten Zentren für die Aufgaben ein, die auf Ortsgemeindeebene nicht mehr zu erfüllen waren.

Modelle wurden auf konfessionsübergreifenden Erfahrungen aus den europäischen Nachbarländern (Frankreich, Italien, Niederlande, England) aufgebaut, dazu gab es eine intensive Studienreisen- und Begegnungsarbeit.

Experimente wurden bewusst als Provisorien eingerichtet und als zeitlich begrenzte Projekte durchgeführt und durch Evaluationen begleitet und abgeschlossen. Alle Elemente eines heutigen klugen Qualitätsmanagements waren bereits vorhanden. Die Kirchenreformbände 1-5, von denen Werner die Bände 1 und 4 verantwortet, dokumentieren die Prozesse gut.

Die Reform wurde unter Akteursperspektive nicht um das Pfarramt herum aufgebaut, sondern um kooperative Teams mit unterschiedlichen professionellen Kompetenzen. In die Evaluationsprozesse zur Analyse und Auswertung wurden kirchenexterne Personen einbezogen. Gesehen sind die Reformprozesse unter anderem daran, dass sie die Liaison von Pfarramt und Ortsgemeinde (ein Hirte und seine Herde) nicht aufzubrechen vermocht haben.

Je schwieriger die Stabilisierung und Verbreiterung von Reformprozessen wurde, desto mehr verliebte sich Werner in den Gedanken eines „kybernetischen Institutes“, in dem kirchliches Forschungs-, Entwicklungs- und Fortbildungshandeln für einen bürgergesellschaftlichen Entwurf von Kirche in der Mediengesellschaft kompetent konzentriert ist. Die EKD wäre der Ort dafür gewesen; aus begründeten Ängsten, in die Mühlen von Hierarchie-Prozessen zu geraten, aber wurde der Kirchentag als Träger ausgeguckt, der jedoch ablehnte.

In seiner eigenen kritischen Aufarbeitung der Kirchenreformphase sah Werner 1970 drei Handlungsfelder für einen Fortgang der Reform: Wahrnehmungsschulungen für die kirchliche Anwesenheit in der urbanen Gesellschaft (kybernetische Büros), Demokratisierung der Kirche (er war an den württembergischen Kämpfen von der Kritischen zur Offenen Kirche beteiligt)

und die Bildungsintensivierung für die „Kirche für andere“. Beruflich hatte er für sich selbst 1969 den Weg der Bildung gewählt.

4. „Meine Genfer Jahre“(1969-1973)

1969 erreichte Werner ein Brief Ernst Langes, seit 1968 Stellvertretender Generalsekretär in der Zentrale des ÖRK in Genf, mit der Einladung, eine Berufung in das seit Uppsala neu errichtete „Büro für Bildungsarbeit“ anzunehmen. Werner und Ernst kannten sich aus den gemeinsamen Jahren zur Studie über „Die missionarische Struktur der Gemeinde“. Für die Genfer Arbeit hatte er sich vor allem mit Arbeiten an einem Konzept zur „Lay-Leadership-Training“ – zunächst bezogen auf Europa - empfohlen. Die Einladung Ernst Langes „elektrisierte“ Werner, bot sich ihm doch die Chance, die „Genfer Arbeitsgemeinschaft“ als „Symbol einer zusammenarbeitenden Weltgemeinschaft“ kennen zu lernen und an ihr teilzunehmen. Der Abschied aus Boll fiel ihm umso leichter, als er sich – seit 1967 dort auch Ökumenereferent und stellvertretender Direktor – geringe Chancen ausrechnete, auf die 1971 frei werdende Leitungsstelle berufen zu werden.

Werner wurde beim ÖRK Referent für „Theologische Ausbildung“, eine Stelle, die mit dieser Auflage von einem „Sponsor“ finanziert worden war. Er selbst verstand sein Mandat jedoch als Arbeit an der Laienfrage bzw. der Erwachsenenbildung, so dass diese Stelle unter der Hand zur „Theologischen Ausbildung des ganzen Volkes Gottes“ umfunktioniert wurde. Nach der Strukturreform des ÖRK im Jahre 1971 wurde Werner Vorsitzender der Programmeinheit III „Bildung und Erneuerung“. Er war damit auch zum Chef und Vorgesetzten von 65 Mitarbeitenden geworden.

Enthusiastisch schloss sich Werner der „verschworenen Truppe“ im Büro für Bildungsfragen an mit dem amerikanischen Professor Will Kennedy, dem exilierten brasilianischen Befreiungspädagogen Paulo Freire und Ernst Lange, dem übergeordneten Direktor der Abteilung für Ökumenische Aktion, der allerdings schon zum 1. April 1970 Genf aus Krankheitsgründen wieder verließ. Das Genf der Post-Uppsala-Phase war durch beispiellose Expansion und Dynamik geprägt. Die Auseinandersetzungen um das „Programm zur Bekämpfung des Rassismus“ und die Hoffnungen auf eine baldige Mitgliedschaft der Römisch-Katholischen Kirche im Rat bestimmten die Tagesordnung.

Das erste gemeinsame Projekt hatte das Bildungsbüro mit der Konsultation von Bergen (Niederlande 1970), die sich unter dem Titel „Bildung – Ganz!“ der ökumenischen „Bildungskrise“ stellte. Werner hat später diese Herausforderung wie folgt beschrieben: „Die Ökumenische Bildungsarbeit konnte und wollte sich nicht am schulischen Erziehungssystem orientieren. Internationale Aufbaulager, ökumenische Konferenzen für Laien, Expertenkonsultationen, Jugendaustauschprogramme und Stipendienaufenthalte bildeten Jahrzehnte hindurch den konkreten Rahmen für ein ökumenisches Lernen, dessen Motivationseffekt kaum zu überschätzen ist. Auf die Kehrseite dieser intensiven ökumenischen Bildungsarbeit hat Ernst Lange hingewiesen, der zwar die Wichtigkeit der Kaderschulung anerkannte, aber angesichts der kleinen Zahl derer, denen solche Lernmöglichkeiten offen stehen, die Frage stellte, welche Möglichkeiten des ‚Lernens von Mehrheiten‘ es wohl geben könne“. Seitdem wird die Frage, ob und wie Mehrheiten ökumenisch lernfähig sind, für ihn zu einer zentralen Herausforderung.

Vor allem die Begegnung mit Paulo Freire wurde für Werner zu den „wichtigsten Erfahrungen, nicht nur der Genfer Zeit, sondern überhaupt“. In ihm begegnete ihm die „ökumenische Pädagogik in Person“. Sein Konzept der „conscientization“ traf auch die Bildungsarbeit von

„selbstherrlichen Kirchen“. Von ihm übernahm er die Losung „aufrichten anstatt unterrichten!“ In Paulo Freire begegnete ihm ein pädagogischer Philosoph, „von dem ich mehr Theologie gelernt habe als von vielen Theologen“.

Paulo Freire attackierte vor allem Werners Thesen zu einer „Theologie vom Tode Gottes“, die dieser als einen wichtigen Beitrag verstand, die Volkskirche von „falschen Gottesbildern zu befreien“ und zu einer „Kirche für andere“ zu reformieren. Freire sah darin den „Luxusartikel einer Theologie reicher Christen“. Für ihn war der Gott der Armen nicht tot. Der Gott, mit dem sie leben, den sie in ihrem Kampf brauchen, ist ihnen ganz nah. Nach Begegnungen mit den Armen in Brasilien, Chile und Peru (1971) bekennt Werner: „Ich begann mich meiner theologischen Luxuswelt zu schämen, auf die ich so stolz gewesen war. Ich begann mit den Ohren auf die Sprache der Frömmigkeit und Spontaneität der einfachen Menschen zu hören“. Bei ihnen, die im täglichen Überlebenskampf stehen, entdeckte er, dass „ihre Dynamik aus einem Glauben kommt, der lebendig geblieben ist“.

Werner war als „kritischer Christ“ nach Genf gekommen. In „Besitzerstolz“ und „Selbstsicherheit“ verstand er sich – trotz entgegen gesetzter Erfahrungen mit dem Kirchenreformprojekt – als ein Reformierer der Volkskirche, die er als die einzig mögliche Gestalt der Kirche sah, um gesellschaftlich relevant zu bleiben. Aus der Begegnung mit Paulo Freire sind bei ihm tiefgehende Zweifel gewachsen, ob diese „wohleingerichtete Volkskirche“ zu jenen konfliktreichen Veränderungen fähig ist, denen sie in der Ökumenischen Bewegung konfrontiert ist. Vor allem beschäftigte ihn immer wieder die Frage, warum die deutschen Kirchen, die unter dem Nationalsozialismus eine Geschichte der Verfolgung und der Unterdrückung erlebt hatten, in der Ökumenischen Bewegung so „schweigsam“ blieben, wenn es um Verletzungen der Menschenrechte in der Welt ging. „Warum hat uns eigentlich unsere eigene Leidensgeschichte in den Jahren Hitlers nicht zur Solidarität mit allen Leidenden dieser Erde geführt?“.

Werner kehrte in einer tiefen ökumenischen Unruhe nach vier Jahren zum 1. September 1973 aus Genf in die deutsche ökumenische Provinz zurück. Er war wieder im eigenen Lande, aber nicht mehr zu Hause. Er war seit diesen Jahren von der tiefen Beunruhigung umgetrieben, dass die deutsche Christenheit zu einem „kirchlichen Fossil“ erstarrt war und sie deshalb den Gott der Armen verfehlen könnte.

„Seine Genfer Jahre“ blieben für Werner bestimmend für seine ökumenischen Perspektiven. Dem ÖRK hielt er auch dann die Treue, als „Abnutzungserscheinungen dieses alternden Propheten“ auch ihm Sorge machten. Für ihn blieb auch dann die von Genf geprägte Ökumenische Bewegung eine „Propheten-Schule“, ohne die es keine Hoffnung für die Kirchen und die von ihnen mitbewohnte Erde geben wird. Angesichts der gegenwärtigen Rekonfessionalisierung dieser Ökumenischen Bewegung und dem von den Mitgliedskirchen betriebenen Bedeutungsverlust der Genfer Zentrale ist es eine spannende Frage, sich die Stimme Werners im Chor konfessioneller Selbstprofilierungen vorzustellen.

5. Werners Traum vom Netzwerk der Köche – Aufbrüche in der ökumenischen Didaktik (Generalsekretär der Europäischen Vereinigung der Akademien und Tagungszentren in Europa und Ökumenereferent des Leiterkreises der Evangelischen Akademien in Deutschland 1973-1985)

Die Rückkehr nach Deutschland ist 1972 bei einem bedeutenden ökumenischen Ereignis eingefädelt worden, beim Gründungsakt: des „World Collaboration Committee of Lay Centres, Academies and Movements for Social Concern“ Ostern 1972 in der Orthodoxen Akademie

auf Kreta. Aus familiären und berufsperspektivischen Gründen nahm Werner das Angebot einer Stelle aus 50% Generalsekretariat der Ökumenischen Vereinigung der Akademien und Tagungszentren in Europa und 50% Ökumenereferat des Leiterkreises der Evangelischen Akademien in Deutschland an. Als ersten Akt verlegte er das Büro nach Stuttgart, damit die Ökumenische Vereinigung aus dem Schatten des Machtzentrums Boll treten konnte.

Er hat nun das Handlungsfeld, das seinen spezifischen Begabungen entspricht: Entwicklungs- und Vernetzungsarbeit zwischen den Tagungsstätten und Laienbildungszentren in Europa in weltweiter Perspektive. 1968 hatte er eine besondere Form ökumenischen Führungstrainings mit einem vierzehn Wochen dauernden Kurs in Europa auf den Weg gebracht und 1970 wiederholt. Das World Collaboration Committee macht nun aus der europäischen Schulung ein wirkliches Weltmodell. 1976 leitet Werner den ersten, sieben Wochen dauernden World Course for Leadership in Lay Training in Bangalore/Indien. Er startet mit einer einwöchigen Begegnungsreise von Teilnehmer-Teams durch verschiedene Teile Indiens, um die Realität des Dritte-Welt-Kontextes zu sehen, zu fühlen und zu erleben, und baut immer wieder Projektbesuche in das Programm ein. Die „visiting community“ wird zum Inbegriff des Ökumenischen Lernens bei Werner und zum Strukturprinzip vieler ökumenischer Konferenzen. Werner lernt in Bangalore aber auch, dass seine Tagungs- und Zentrumsleitungsexpertise nicht unbeschadet aus Europa in den Weltkontext übertragen werden kann, sondern er sich den kulturellen Konflikten auch hinsichtlich seiner Methodologien stellen muss. Das Ernst-Lange-Thema des Lernens am Konflikt bekommt eine deutliche interkulturelle Färbung.

„Paper doesn't work“ – Lernen vollzieht sich für Werner vor allem in der Begegnung von Personen, die sich gegenseitig teilhaben lassen an ihren Erfahrungen. Er baute am weltweiten „Netzwerk der Köche“ in Anknüpfung an die berühmten „Fragen eines lesenden Arbeiters“ von Bertold Brecht, nicht an der Etablierung einer abgehobenen ökumenischen Expertokratie; Lernreisen im Volk Gottes sollten die Repräsentationsreisen des kirchlichen Führungspersonals ersetzen. Wie sehr Werner die Vernetzungsarbeit von Zentren als Freundschaftsverbindungen von Personen gelungen ist, davon gibt das Dankesbuch der Ökumenischen Vereinigung und des Leiterkreises der Ev. Akademien „Ökumenisch lernen“ zu seinem Abschied aus dem kombinierten Amt 1985 beredt Auskunft.

Ein Problem blieb bei dem selbstempfundenen Auftrag, den Werner von Ernst Lange dadurch bekommen hatte, dass dieser seine Forderung nach der Entwicklung einer ökumenischen Didaktik, in der Mehrheiten lernen, nicht mehr selbst umsetzen konnte. Wie können die im Welthorizont gemachten Erfahrungen im kirchlichen und gesellschaftlichen Alltag der Bundesrepublik greifen? Der Ort, an dem Werner Ende der siebziger Jahre über diese Fragen nachdachte, war nicht mehr Stuttgart, sondern der Dienstsitz Freiburg und der Wohnsitz Hinterzarten. Von einem abgelegenen Schwarzwaldwinkel, vom Inbegriff der Provinz aus, organisierte er den „Abschied aus der Provinz“.

Ab 1978 wohnen Elisabeth und Werner drei Kilometer außerhalb von Hinterzarten, Im Bisten 7. Das Haus ist von Elisabeth in die Familiengeschichte eingebracht worden. Ein kleines Erbe musste nach dem Verkauf ihres Elternhauses in Blaubeuren angelegt werden; ein geeignetes Baugrundstück findet sich 1966 in Hinterzarten, mit wenig Geld, aber viel Herzblut wird ein kostengünstiges Haus bis Ende 1967 errichtet und als Ferienhaus genutzt. Obwohl völlig abgelegen platziert, schreibt das Haus bald die Ökumene-Geschichte mit. 1970 wird hier zu viert mitten im Schneesturm die Arbeitsteilung im Bildungsbüro des ÖRK zwischen William B. Kennedy, Paulo Freire und Werner Simpfendörfer unter der Leitung von Ernst Lange entworfen. Als alle drei Söhne 1978 das Elternhaus verlassen, ist der Weg frei, das Haus in Hinterzarten zum regulären Wohnhaus zu machen und das Sekretariat der Ökumenischen Vereini-

gung aus dem ungeliebten und für Elisabeth mit Asthma-Problemen behafteten Stuttgart nach Freiburg zu verlegen. Hinterzarten war und wird vor allem ihr Ort. Anfänge aus der Stuttgarter Zeit – eine Elternseminarleitungsausbildung – tragen hier in der Ökumene vor Ort – im Katholischen (!) Altenwerk und im Roten Kreuz – Früchte: Gesprächskreise, Tanzkurse, Andachten und Gottesdienste. Das Haus empfängt viele Gäste – aus der ganzen Welt. Mehr als die in Hinterzarten entstandenen Bücher und Aufsätze steht das Haus selbst für den Lösungsweg in der Entwicklungsproblematik einer ökumenischen Didaktik, wie das Globale und das Lokale zusammenkommen.

Drei Jahre führen Werner und der Kasseler Alternativpädagoge Heinrich Dauber die „Hinterzarter Gespräche“, aus denen das Buch „Eigener Haushalt und bewohnter Erdkreis. Ökologisches und ökumenisches Lernen in der „Einen Welt“ entsteht. Werner umreißt hier die Essentials seiner Reiseerfahrungen im ökumenischen Lernen. Wenn es um Primärerfahrungen im Welthorizont geht, diese aber nicht nur Multiplikatoren vermittelt und bearbeitet werden sollen, sondern Mehrheiten, dann müssen neue Zielgruppen in den Blick kommen: Arbeitnehmer in transnationalen Konzernen, Flüchtlinge, Touristen, deren Erfahrungen ohne Begleitung anti-ökumenisch wirken, aber zum Ausgangspunkt von Bildungsprozessen gemacht werden können. Die Sprachgrenzen sind auch durch die Erweiterung der Sprachmöglichkeiten zu überwinden, durch Einbezug der Kommunikationsformen der Musik, des Symbols, der Liturgie und des Tanzes. Am wichtigsten aber ist die Einsicht, dass das bedrohlichste ökumenische Risiko ihr heilsamstes ist: Die ökumenisch inszenierte Identitätsverunsicherung verhilft zur Identitätsklärung, weil ich nur durch die – mitunter schmerzvolle – Begegnung mit dem Fremden etwas über mich erfahre, was mir ohne diese Begegnung verschlossen geblieben wäre. Nur ökumenisch kann ich die Fülle meines Lebens erfahren. So kann Werner am Schluss seines Lebens auf die Frage „Wozu brauchen wir die Ökumene?“ antworten: „Die tiefste, die persönliche Antwort darauf heißt: damit wir zu uns selbst finden. Ökumene ist nicht Selbstentfremdung, sondern Heimholung: in einer ökumenischen Existenz finden wir nach Hause.“

Heute ist Werners ökumenedidaktische Hinterlassenschaft besonders spannend, weil die Identitätsfragen in interkultureller Verunsicherung eine herausragende Rolle spielen. Seine Antworten empfinden wir auch deshalb für heute als realitätstüchtig, weil er sie auch für „dürftige Zeiten“ behauptet hat. 1984 war er von der Paulus-Akademie in Zürich mit der Frage herausgefordert worden, ob die dürftigen Zeiten uns nicht zu einer neuen Bestimmung von „Solidarität“ zwingen. Werner widersprach vehement: „Ich befürchte, dass, wenn wir den dürftigen Zeiten neue Inhalte von Solidarität zubilligen oder zumuten, dann der neue Name für Solidarität nur noch Widerstand ohne Befreiung, stabiles Lager statt langer Marsch, Innendynamik statt Vorwärtsdynamik heißt.“ Unsere Aufgabe aber bleibt die Treue zu dem Ziel, zu dem wir als Menschen miteinander verabredet sind: eine für alle bewohnbare Erde.

6. Für eine ökumenische Zukunft der Kirchen in Deutschland. Oder: Ist die Volkskirche lernfähig? (1975 – 1989)

Wir erinnern uns: Werner hatte in einer tiefen Beunruhigung Genf verlassen und noch zwei Jahre danach feststellen müssen, zuhause nicht angekommen zu sein! Für uns bleibt es offen, ob ihm dies überhaupt noch einmal gelungen ist. Die Frage trieb ihn um, inwieweit unsere Volkskirche in Gestalt von Landeskirchen ihre ökumenische Verpflichtung wirklich wahrnehmen kann. Werner hat seine Visionen und Erfahrungen zur deutschen ökumenischen Kirchenprovinz vor allem im Kontext von Initiativen, Gruppen und Netzwerken vorgetragen bzw. eingebracht. Wir konzentrieren uns heute auf sein Wirken in „Pro Ökumene“ und im „Plädoy-

er“, zwei Vereinen, die damals an vorderster Front im Streit um die ökumenische Zukunft der Kirchen standen und die nicht ohne Grund diese Tagung mitverantworteten.

In einem Vortrag vor „Pro Ökumene“ hat Werner „Das ökumenische Dilemma der Volkskirche“ wie folgt charakterisiert: „... die Macht, welche ihnen die volksskirchliche Verfassung verleiht, erweist sich als Ohnmacht, sobald sie sich anschickt, die Grenzen des volksskirchlichen Systems zu transzendieren. Jede Missachtung dieser Grenzen in öffentlichen Äußerungen oder finanziellen Entscheidungen droht die Grundlage des volksskirchlichen Systems zu zerstören. Ökumenische Verpflichtung ... lässt sich aber nur in ständigen Grenzüberschreitungen erfüllen“. Nicht nur deutsche Kirchen sind von diesem Dilemma geprägt, aber für sie stellt sich dieses mit besonderer Schärfe: „Sie haben auf ihre Weise am Wohlstand der Gesellschaft teilgenommen und so ist ihnen plötzlich eine finanziell bedingte Schlüsselstellung innerhalb des Ökumenischen Rates zugewachsen“. In den Texten des Plädoyers taucht in diesem Zusammenhang immer wieder das in reformatorischem Pathos gebrauchte Bild von der „Babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ auf.

Doch Werner bleibt nicht bei diesem soziologischen Dilemma deutscher Volkskirche stehen. Er übt theologische Kritik in Fragen der Ekklesiologie. Er postuliert - in spürbaren Anklängen an seinen ehemaligen Ziehvater Karl Barth - dass unter dem Schutz von immer wieder bestätigten Privilegien der Landesherren in der Theologie des deutschen Protestantismus die Reflexion über die Kirche eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Er hat sich mit seinem ekklesiologischen Reduktionismus auf Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung zwar eine große Freiheit im Blick auf die Strukturen der Kirchen geschaffen. Jedoch die Folgen dieser exklusiven Konzentration auf die Rechtfertigungslehre haben einen hohen Preis: die Verkümmern der Kirche als Gemeinde, Gemeinschaft, als Volk Gottes. Die ökumenischen Entdeckungen über Wesen, Einheit und Sendung der Kirchen sieht er innerhalb der EKD kaum rezipiert. Die seit Uppsala formulierte Katholizität der Kirche, ihr Selbstverständnis als universale Gemeinschaft und ihre Einsicht in ihre universale Sendung findet er – z.B. in den Spandauer Beschlüssen zum Kirchlichen Erntwicklungsdienst (1968) – spontan rezipiert. Aber bei deren Umsetzung ist schnell zu erkennen „wie eng die Grenzen des volksskirchlichen Systems sind“.

Wir treffen die Struktur dieser kritischen Analyse in diesen Jahren wie einen „cantus firmus“ in Werners Stellungnahmen und Voten. Er sieht sich darin bestätigt durch das EKD-Memorandum vom November 1978, in dem gegenüber Genf mit dem „Ende der Kirchengemeinschaft“ gedroht wurde. Auch der nach seiner Einschätzung missglückte Team-Visit vor der VI. Vollversammlung von Vancouver (1982 / 83) ist für ihn ein eindeutiger Beleg für diese negative Bilanz. Auch die Initiativen und Gruppen im „Konziliaren Prozess“ sieht er ambivalent. Zu Genfer Reserven gegenüber dem „konziliaren Prozess“ als einer „Obsession der Deutschen“ hat er das Unwort vom „Kotz-Protz“ geprägt. In seiner Bilanz zehnjähriger Plädoyerarbeit ruft er dazu auf, nicht länger an der Vermeidung der Krise, sondern an deren Vertiefung zu arbeiten. In diesem Sinne stellt er fest, dass die fünf Mauern der babylonischen Gefangenschaft – des Parochialismus, des Purismus, des Neutralismus, des Universalismus und des Kapitalismus - nicht eingestürzt sind, aber zu wackeln beginnen!

Werner versucht in seinen Beiträgen aus diesen Jahren immer wieder eines zu vermitteln: Das Ende von Kirche ist nicht gekommen, wenn die uns bekannten Formen von Kirche zu Ende gehen und abgelöst werden von anderen, die wir uns vielleicht noch gar nicht vorstellen können. Dabei setzt er alternativ zur „Volkskirche“ auf eine „Kirche des Volkes“. Sie sieht er wachsen als ein „weltumspannendes Bund ungezählter Gruppierungen und Gemeinden von Christen ... , die sich einüben in die missionarische Lebensweise einer alle Grenzen überschreitenden Gemeinschaft, die sich zur Gegenseitigkeit verpflichtet hat“. Seine „Kirche des

Volkes“ ist also orientiert an den Herausforderungen des bewohnten Erdkreises, sie steht im Dienst der Opfer. Steil theologisch stellt er fest: „Mit dieser Option kommt die Kirche des Volkes ihrem geheimen Ursprung wieder nahe, dem Kreuz Christ“. In biblischer Sprache gesprochen: „Eine Kirche, die sich in diese Richtung verändert, darf auf die österliche Erfahrung bauen, dass im Ende der Anfang neuen Lebens verborgen liegt“.

In einem Beitrag für Pro Ökumene beschreibt er den „Lebensstil der missionarischen Gemeinde“ mit 3 Charakterzügen: (1) Kirche aus eigener Kraft sein, die nicht länger von dem lebt, was staatliche und wirtschaftliche Autoritäten aus ihr machen. (2) Kirche der allgemeinen Beteiligung sein, in der das Schwergewicht nicht bei Ordnung und Verwaltung, sondern beim gemeinsamen Leben und Zeugnis liegt. (3) Kirche der sozialen Gerechtigkeit sein, in der die sozialen Diskriminierungen der Gesellschaft nicht fortgesetzt, sondern so weit möglich aufgehoben werden.

Später spricht er in seinen Visionen von einer anderen Kirche immer wieder von ihrer „Diasporafähigkeit“ und denkt dabei z.B. an die Waldenser in Italien mit ihren weltberühmten Zentren in Agape und Riesi. Er erinnert auch an die diasporawirksamen protestantischen Kirchen Frankreichs, die in Politik und Wirtschaft überproportional vertreten sind. Er denkt schließlich an Zentren und Bewegungen in Europa, die ein „schleichendes Ende der alten Systeme“ signalisieren und den Volkskirchen in die Diaspora vorangegangen sind. Werner spricht dann auch von „Gemeinschaften der Hoffnung“ und sieht in den Akademien Institutionen, deren Möglichkeiten darin bestehen, solche „Hoffnungen zu weben“.

Nicht zu übersehen ist auch, dass sich frühe Erfahrungen mit „seinem Korntal“ in diesen Visionen widerspiegeln. Vorausblickend auf seinen Vortrag zum 175jährigen Gründungsjubiläum schreibt er am 1. September 1994: Die Brüdergemeinde ist „Paradebeispiel einer Kirche ohne Kirchensteuer, mit einer demokratischen Grundordnung, mit einem evangelischen Selbstbewusstsein, diasporafähig mitten in einer mächtigen schwäbischen Landeskirche. Hundert Jahre lang hat diese kleine Gemeinde ein blühendes Erziehungswerk aufgebaut mit Knaben- und Mädchenschulen, mit Waisenhäusern und Internaten und es mussten zwei Weltkriege und die Hitlerzeit über diese Gemeinde hinweggehen, ehe ihr Werk zerbrach und sie sich zurückzog, sich einigte...“

Für viele von uns stellt sich heute die Frage, ob die erhoffte „Diasporafähigkeit“ der Kirche einen konstruktiven Horizont eröffnen kann, um dem Profilierungsdruck und Profilierungszwang, wie er von offensichtlichen Verlusten an Menschen, Geld und gesellschaftlicher Anerkennung ausgeht, zu entgehen. Oder haben – wie im EKD-Projekt „Kirche der Freiheit“ propagiert – sich jene schon dem kirchlichen Bedeutungsverlust ergeben, die sich auf eine solche Perspektive einlassen?

7. Anastasis – Auferstehung im Herbst des Lebens

Im Jahre 1985 wurde Werner aus vielfältigen Funktionen, an mehreren Orten und mit unterschiedlichen Würdigungen in den Ruhestand verabschiedet: In Agape, dem Zentrum der Waldenserkirche, als Geschäftsführer der Ökumenischen Vereinigung der Akademien und Tagungszentren in Europa, mit der Publikation „Ökumenisch Lernen“ von der Europäischen Vereinigung und dem Leiterkreis der Evangelischen Akademien in Deutschland, von der Gesamthochschule Kassel mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde des Fachbereiches Erziehungs- und Humanwissenschaften. In den folgenden Jahren wird er sich sukzessive aus Engagements zurückziehen, aus der Mitarbeit bei der „Jungen Kirche“ und „Epd-Entwicklungspro-

litik“, aus dem „Plädoyer“, aus „Pro Ökumene“. Der rastlose „Zugvogel“ zieht sich ins Hinterzartener Schwarzwaldhaus zurück.

Die Reden Werners zum Abschied aus dem offiziellen Berufsleben sind geprägt von selbstkritischen Überlegungen, von Gefühlen ein „unvollendetes Werk“ zu hinterlassen, aber gerade deshalb auch von entschiedenem und entschlossenem Blick nach vorn. In Auslegung des Talmudwortes „Es ist nicht an Dir das Werk zu vollenden, Du bist aber auch nicht frei davon abzulassen“, bekennt er in Agape, sein „Werk (sei) nicht fertig“, den „eigenen Entwurf (habe) ich nicht verwirklicht“. Und er fügt zur Präzisierung seines Lebensthemas hinzu: „Der Torso hat aber eine bestimmte Richtung. Er zeigt in die Richtung der Solidarität. Diese Orientierung wollte ich geben“. Zu eigenen Erwartungen angesichts dieses Abschieds kann er sagen: „Eine Grenze wird überschritten mit diesem Abschied, und diese Grenze hat die Verheißung von Neuland, von neuem Leben“.

Solche Verheißungen greift er in seiner Kasseler Rede auf, wo er im Blick auf die „Befreiung für Westeuropa“ postuliert: „Anastasis – Auferstehung! Das neue Leben ist angebrochen. Anastasis – das heißt auch: Sich aufrichten! Aufstehen! Eine Aufstandsbewegung ist im Gang – wer sich anschließt, sollte den Preis kennen“. Und dann folgen jene denkwürdigen Sätze, die mittlerweile – sehr zum Staunen und zur Freude von Werner – Eingang in das Gesangbuch der Württembergischen Landeskirche gefunden haben. „Wir werden nur wissen, was wir tun! Wir werden nur haben, was wir teilen! Wir werden nur lernen, was wir leiden...“

8 Jahre später lesen wir in einem Brief zum 4. Advent 1993 an Reinhild Traitler, Heinrich Dauber und Wolfgang Huber: „Nach den dunklen Jahren der Depression war 1992 ein Jahr der Anastasis für mich. Sie hat sich in dem zu Ende gehenden Jahr fortgesetzt und erste Früchte getragen, an die ich nie mehr geglaubt habe“. In einem Text aus dem Jahre 1997 beschreibt er diese „Auferstehung“ wie folgt: „Mein persönlicher Umgang mit meiner Vergangenheit „begann 1992 in der Hauptstrasse 5 in Freiburg. Fragwürdigkeiten meiner Vergangenheit kamen ans Tageslicht. Bis dahin eindeutige Erinnerungen wurden ambivalent. Sie wurden nicht ausgegraben, sie stellten sich gesprächsweise ein. Festgefügte Bilder bekamen Risse. War z.B. wirklich der Vater schuld mit seinem gewiss gut gemeinten Leistungsdruck? ... Aber auch Freundliches kam zum Vorschein, wo ich es nicht erwartet hätte. Damals begannen die nächtlichen Spaziergänge im ‚Garten der Schlaflosigkeit‘“.

Wir wissen, dass Werner in einem „Kairos“ der Begegnung mit Frau Dr. Hildburg Kindt eine Wünschelrutengängerin durch die verwirrende Landschaft seiner Erinnerungen gefunden hatte, eine Freiburger Therapeutin, die ihm in ausweglos erscheinender Situation über Monate und Jahre ihr großes Ohr lieh. Sie hat ihm Geleitschutz gegeben für eigene Erinnerungsarbeit und damit auch für eine unerwartete Genesung aus Atemnot und Schlaflosigkeit, aus Trauer und Depression.

Offensichtlich ist, dass Werner erst in seinen späten Jahren über ein persönliches Tabuthema sprechen gelernt hat, sein körperliche Behinderung von Geburt an. Erst in seinem Rückblick auf sein Korntal und in der Botschaft von Montreat 1993 spricht er diese allgegenwärtige Erfahrung an. Gewiss schon in seiner Kasseler Doktoratsrede erwähnte er das „unsichtbare Heer von Behinderten und Krüppeln und an den Rand Gedrängten“, als Gruppe, für die und mit denen er sich gewürdigt sieht. Aber erst in diesen späten Jahren integriert er explizit seine eigenen Leiden in eine gelebte Theologie, so dass dann viele verstehen können: Werner hatte in der Kasseler Rede auch von sich gesprochen, als er sagte: Wir werden nur lernen, was wir leiden.

In konzentrierter Produktivität reifen in diesen Jahren Früchte, an die in der Tat nicht mehr zu denken war. Zu nennen ist zunächst sein Beitrag über die Freundschaft zwischen Eberhard Bethge und Dietrich Bonhoeffer, die er als „Geheimnis der Wirkungsgeschichte Bonhoeffers“ versteht. Hier gelingt ihm, dem „Freundschaft selbst zum wesentlichen Existential seines ökumenischen Lebens“ geworden ist, eine theologische Deutung von Freundschaft und damit zugleich ein Stück theologischer Verarbeitung persönlicher Erfahrungen.

Zugleich bereitet er mit dieser Studie sein Porträt über Ernst Lange vor, das kurz vor seinem unzeitigen Tod publiziert werden konnte. Auch hier ging es ja um eine langjährige Freundschaft, die für Werner mit dem Freitod des genialen Freundes nicht zu Ende war. Er, der sich in seinen Texten immer wieder von Ernst Lange inspirieren ließ, wollte mit diesem Porträt Leben und Werk des früh aus dem Leben geschiedenen Theologen nicht nur weitergeben. Es ging ihm auch darum, traditionsbildend zu wirken und eine gegen den kirchlichen „mainstream“ spezifische Wirkungsgeschichte Ernst Langes zu sichern. Zudem wächst beim Lesen dieses Werkes der Eindruck, dass Werner – ähnlich wie Bethge gegenüber Bonhoeffer - diese Hommage an einen Freund mit den ambivalenten Gefühlen der „Dankesschuld“ geschrieben hat: Dass er, anders als der geniale Freund und Zeitgenosse, seine lebensbedrohenden Krise überleben durfte.

Werner hat sich mit dem Porträt Ernst Langes nicht nur Freunde geschaffen. Es gab vor allem Widerstand von der Familie und dem Ernst-Lange-Institut, in dessen Reihe das Buch publiziert werden sollte. So wurde ihm vorgeworfen, seine eigene Krankheitsgeschichte in das Leben des berühmten Theologen, Ökumenikers und Autors hineinzuprojizieren. Deshalb erschien das Buch 1997 nicht beim Ernst-Lange-Institut, sondern durch Vermittlung Wolfgang Hubers beim Wichern-Verlag. Nun ist nicht zu bestreiten, dass Werners Interesse an dieser Biographie auch in seiner in den ersten Ruhestandsjahren ausgebrochenen Depression begründet war. Aber gerade die eigenen Erfahrungen mit dieser zerstörerischen Krankheit eröffneten ihm Möglichkeiten, dieser immer wieder auf der Grenze lebenden Persönlichkeit gerecht zu werden und sein literarisches und theologisches Werk als „gelebte Theologie“ zu würdigen.

Wolfgang Huber hat in seiner Predigt zum Trauergottesdienst von Elisabeth und Werner zu solch gelebter Theologie deutende Worte gewagt: „Er, dem der ebenmäßige Wuchs vorenthalten war, wurde zu einem Vorbild im aufrechten Gang... Wie schwer fiel ihm jeder Schritt; aber kein Ort der Welt war ihm zu entlegen, um nicht auch dort das Netz ökumenischer Freundschaft zu knüpfen“. In seinem Grußwort für die Weltversammlung der Laienzentren in Montreat hat Werner selbst diese Frage angesprochen: „Ich habe zu Euch gesprochen als einer Eurer kleinen Freunde. Dass ich klein bin von Statur, ist unübersehbar. Viel wichtiger ist jedoch unsere geistliche Statur. Sind wir bereit und willens, zu den Kleinen „im Geist“ zu gehören? ... Diese Kleinen haben die besten Voraussetzungen dafür, Freundschaft zu schließen und zu pflegen. Denn Freundschaft braucht die Augen des Herzens, braucht Geduld, braucht die Bereitschaft für den langen Marsch der Solidarität... Ich rede hier von diesen Kleinen, weil uns Jesus sagt, dass sie die Erde besitzen werden“.

In einem Brief an Marga Bührig zu ihrem 80. Geburtstag schreibt er am 21. Oktober 1995: „Ich bin zwar jünger als Du, aber von Dir lerne ich, dass der Herbst des Lebens Gold tragen kann. Von Dir lerne ich, dass älter werden heißen kann: reicher werden“. So hat die Lernreise auch für den Herbst noch Überraschungen übrig: „Es stimmt nicht, dass man alte Bäume nicht mehr verpflanzen soll. Wenn die Wurzeln ... und wenn der Boden sehr gut vorbereitet ist, wachsen auch alte Bäume noch einmal an“. Werner hatte sich schwer getan, Hinterzarten für einen anderen Altersruhesitz zu verlassen, und das gute Zureden des Freundes Hans-Jürgen Schultz für den Umzug gebraucht. Bereits nach dem ersten halben Jahr in Bad Boll – „der

Kreis hat sich geschlossen“ – kann er in der Geburtstagsrede für Elisabeth am 19. April 1994 froh auf den „Einzug in die neue Welt der Wohnung im Blumhardtweg“ zurückblicken.

Obwohl es sich um die Rückkehr an einen nur allzu bekannten Ort handelt, stimmt die Rede von der neuen Welt mehr als die vom geschlossenen Kreis. Beide, Werner und Elisabeth, hatten sich dem Lebensmotto verschrieben: „Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden“. In der altersgerechten Wohnung in Akademienähe steigerten sich die Teilhabe- und Mobilitätschancen überzeugend gegenüber dem Schwarzwaldhaus, das Werner auf Besuch angewiesen sein ließ.

Der Zug nach vorn macht für ihn auch an der Grenze des Todes nicht halt. 1980 war Werner gebeten worden, für die „Themenstudien“ der Predigtstudien einen Beitrag zum Umgang mit dem Tod zu schreiben. In deutlicher Absetzung von einer existenzialistischen Annahme des Todes als Grenze formuliert er: „Das Ausgeliefertsein an das Sterben, die offenkundige physische Wehrlosigkeit gegenüber dem „Gehen-Müssen“ macht unsere Entscheidung auf dieser Grenze nicht überflüssig, sondern dringlich: Soll dieses Gehen zurück oder vorwärts gewandt sein?“ Für ihn ist die Antwort eindeutig. Die lebenslange Lernreise geht über die Grenze des Todes hinaus: „Wenn wir reif werden wollen, dürfen wir nicht das Dunkel der Zukunft vermeiden wollen, sondern müssen wir dem Schatten der Vergangenheit entkommen“.

In dem Vortrag vom 20. Oktober 1994 „Mein Korntal – 1927-1957“ spricht Werner en passant davon „keinen einzigen polizeikundigen Unfall gebaut oder erlebt zu haben“. Am 26. Juni 1997 werden Elisabeth und Werner ohne eigenes Verschulden durch einen jugendlichen Fahrer in den Tod gerissen. Reinhild Traitler hat zu beider Sterben bewegende Worte gefunden, die an dieser Stelle in Erinnerung gebracht werden sollen:

Später vielleicht
jenseits der Mauer unseres Schmerzes und unseres Zorns

Später vielleicht werden wir das Ganze sehen
den goldenen Faden in den verschlungenen Fäden
das Strahlen in den Teppich eures Lebens eingewirkt

Später vielleicht werden wir das Muster ausmachen,
zu dem sich die Teile fügten
und die Schrift entziffern, die Wörter, die ihr eingewebt habt
mit jedem Atemzug
immer wieder Liebe

Später vielleicht werden wir das Textil entdecken
in den vielen Fäden miteinander versponnenen Lebens,
und die Hand der großen Weberin
die euch jetzt neu eingeknüpft in das Gewand des Lebens.

Später vielleicht werden wir euch ganz sehen.

Später, vielleicht nach 10 Jahren, erahnen wir etwas von dem Geheimnis dieser besonderen Lernreise, die eben noch nicht zu Ende ist.